

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**667. Seidel, Heinrich. 1906. “Die deutschen Marianen und der Ansiedler Costenoble.” [The German Marianas and the settler Costenoble]. *Die deutschen Kolonien (Aus fernen Ländern)* 5, n° 3, p. 74–78.**

Comments on Costenoble's attacks on Georg Fritz in particular and on the future of German settlement on Saipan in general (n° 799). Mentions that Chamorro owned land on Saipan and other northern island during Spanish times, and that Costenoble's claim to take away that ownership would be untenable. The population fluctuations observed can be explained, so Seidel says, by Chamorro moving to Yap and Palau. Fritz' education program is reported in a favourable light. Costenoble's personal attacks against Fritz are rejected, but in a guarded and ambivalent fashion.

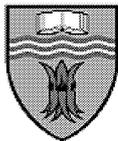
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,  
Charles Sturt University,  
Albury, Australia



Northern Mariana Islands  
Council for the Humanities,  
Saipan, CNMI



Historic Preservation  
Office,  
Saipan, CNMI

# Die Deutschen Kolonien.

(Aus fernen Landen.)

Herausgeg. v. Wilh. Föllmer, mit Missionsrundschau v. P. Wilh. Warncke.

Nr. 3.

Fünfter Jahrgang.

1906.

## Zwei Nachbarn

von Wilhelm Föllmer.

Es scheint so, als ob der „Deutschvolkliche Kolonialverein“ gewissen Kreisen der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ ein Dorn im Auge sei. Nach unserer Meinung liegt dazu wirklich kein Grund vor.

Wir sind die ersten, die die Bedeutung und die wahren Verdienste der Kolonialgesellschaft rückhaltlos anerkennen. Allerdings neben ihr ist unsere Existenz durchaus berechtigt, sogar notwendig. Das behaupten wir ebenso rückhaltlos.

Es gibt sicher keinen zweiten Verein, der zu seinen Mitgliedern so viele Exzellenzen zählt, wie die Kolonialgesellschaft. Darin soll beiseite kein Vorwurf liegen, eher das Gegenteil; denn eine Exzellenz ist doch wohl sicher eine Persönlichkeit, die viele Verdienste aufzuweisen hat. Wir führten diese Tatsache nur an, um darzutun, welchen Gesellschaftsschichten eine große Zahl der Mitglieder der Kolonialgesellschaft angehört. Sie erhält dadurch eine ausgeprägte Struktur. Diese wieder bestimmt ihren Wirkungskreis und zieht ihm gewisse Grenzen, die sie nicht überschreiten kann. So ist es bei allen ihren Verdiensten der Kolonialgesellschaft nicht möglich gewesen, den kolonialen Gedanken volkstümlich zu machen. Das wird auch bei ihrem Charakter nie möglich sein.

In dieser Behauptung soll ebensowenig ein Vorwurf liegen, wie wenn von einem unmusikatischen Menschen gesagt wird, er habe kein Gehör.

Das Gebiet, das die Kolonialgesellschaft notwendigerweise brach liegen lassen mußte, wählten wir uns zur Bebauung aus. Daß wir darin das Richtige getroffen haben, beweisen die Früchte unserer Arbeit, die uns, Gott sei dank, schon jetzt zahlreicher reifen, als wir anfänglich zu hoffen wagten.

In allen Schichten des deutschen Volkes soll Interesse für unsere Kolonien geweckt werden. Das ist die gemeinschaftliche Aufgabe, die die Kolonialgesellschaft an ihrem, wir an unserem Teile lösen wollen. Wir gleichen darin zwei Nachbarn, die zwar mancherlei aneinander anzusetzen haben; aber trotz ihrer Zwistigkeiten sich fördern und helfen in dem Ziele, ihrem Boden möglichst viel Erträge abzurufen. So werden die Kolonialgesellschaft und wir noch häufig aneinander Kritik üben, vielleicht sogar die Klingen kreuzen. Das schadet nichts. Kampf erhöht die Lust am Leben. Ueber allem Streit reichen wir uns ja doch die Hand zu der gemeinsamen Arbeit, die Kolonien, die das Deutsche Reich erworben hat, für das deutsche Volk zu erobern.

Solange der Streit mit vornehmen Waffen geführt wird, ist er nützlich, weil er die Kräfte stählt. Wählt eine Partei andere Waffen, so ist das — sehr bedauerlich.

Wir finden in der „Deutschen Kolonialzeitung“ zwei Veröffentlichungen, die wir zu Nutz und Frommen weiterer Kreise nebeneinanderstellen wollen und deren Vergleichung wir allen unsern Lesern angelegentlichst empfehlen.

vorigen Jahres wurde in der Presse behauptet, daß Verhandlungen schwebten, diese Ansiedler für Deutsch-Ostafrika zu gewinnen. Jetzt wird die Nachricht wiederholt. Es wäre ja auch eine unerbittliche Sünde von den deutschen Kolonialpolitikern, wenn sie so viel deutsches Blut unserem Volkstum verloren gehen lassen, wenn sie diese gerade für die afrikanische Steppe brauchbarsten weißen Ansiedler, die eine wertvolle Bereicherung unserer Kolonien darstellen würden, nach Kanada ziehen lassen wollten. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ hat ja im Juni 1905 einen „Ostafrikanischen Besiedelungs-Ausschuß“ gebildet. Durch Vermittelung der Ueber-siedelung der russischen Flüchtlinge würde er sich ein größeres Verdienst erwerben als durch theoretische Erörterungen und Vorbereitungen.<sup>1)</sup>

Es wäre schließlich das ebenfalls von der erwähnten Seite vorgebrachte Bedenken zu erörtern, ob nicht die Buren für den Fall, daß auch in Zukunft keine deutschen Ansiedler gewonnen werden, ein politisch unerwünschtes Element bilden werden; und im Zusammenhang damit die Frage, aus welchen Gründen die Buren nach Deutsch-Ostafrika ausgewandert sind, ob sie dort voraussichtlich bleiben werden, und welche nationale Politik in Kirche, Schule und Militärwesen man ihnen gegenüber zu treiben hat, um sie am wirksamsten für das Deutschtum zu gewinnen.

Zunächst sollte man ja meinen, daß die Buren gern bei uns bleiben und noch viele Hunderte von Stammesgenossen nachziehen werden, da sie die eine Hauptsache, die sie suchen, gutes Siedelland, in solcher Güte und in solcher Menge in Deutsch-Ostafrika gefunden haben, wie sie es nur je gehofft hatten.

(Schluß folgt.)

## Die deutschen Marianen und der Ansiedler Costenoble

von H. Seidel-Berlin.

In der „kolonialen Rundschau“ der Hefte 9 und 10 des vorigen Jahrganges wurde ziemlich scharf wider die Vorwürfe geeifert, die unser gewesener Ansiedler Hermann Costenoble gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Verwaltung der deutschen Marianen erhoben hat. Der Verfasser der Rundschau stellte damals sogar eine ausführliche „Abrechnung“ in Aussicht, hat aber sein Wort bisher nicht eingelöst. Kürzlich wurde ich mit diesem „Fall“ bekannt, und da ich zu einem Vortrag für den zweiten Kolonialkongreß ebenfalls mit der Arbeit Costenobles zu tun gehabt hatte, so versprach ich, meine Bedenken gegen dies Opus wenigstens nach einer Seite hin näher zusammenzufassen und zu begründen. Ich will daher die heutige Bevölkerung unserer Inseln betreffs ihrer Herkunft und Menge kritisch betrachten, die gewonnenen Ergebnisse mit denen Costenobles vergleichen und diese, wenns sein muß, zurückweisen. Für sorgsame Leser, die sich auf meine Darstellung allein nicht verlassen mögen, bemerke ich, daß Costenobles Arbeit den Titel führt: „Die Marianen“ und im 88. Bande der verdienstvollen Zeitschrift „Globus“ (1905) Nr. 1, 5 und 6 veröffentlicht ist. Wer noch mehr zu erfahren wünscht, den verweise ich an die umfangreiche Studie des kaiserlichen Bezirksamtmanns Friß: „Die Chamorro, eine Geschichte und Ethnographie der Marianen“, abgedruckt in „Ethnologischen Notizblatt“, Band III, Heft 3, Berlin 1904.

Und nun zur Sache! Als die Spanier um 1665—1670 mit der Kolonisation der Marianen begannen, trafen sie auf allen Inseln eine dichte und körperlich kräftige Bevölkerung an. Nach kaum 30 Jahren hatte ein furchtbarer Vernichtungskrieg die Nation bis auf wenige Reste vertilgt, die man nach Guam verbringen

<sup>1)</sup> Hauptmann Leue befürwortet in Nr. 6 der „Kolonialztg.“ v. 10. Febr. dies Ansiedlungsunternehmen aufs Wärmste. Dem Vernehmen nach handelt es sich um 50 Familien. Das „Kolonialwirtschaftliche Komitee“ will 100000 Mark für ihre Ansiedelung zur Verfügung stellen; die Regierung will ihnen Freiland geben; das wäre auch das mindeste!

ließ, in der Hoffnung, sie dort zu erhalten. Allein dies Mittel versagte, und die alten, echten Chamorros schwanden reißend dahin. Nur die Rotaner entgingen zum Teil diesem Geschick. An die leere Stelle rückten spanische Mischlinge, Tagalen aus den Philippinen, kleine Trupps karolinischer Einwanderer, denen sich einzelne Chinesen, Japaner und weiße Abenteurer, später auch Sträflinge „aus allerlei Volk“ beigesellten. So mehrten sich zunächst die Bewohner von Guam, das 1709 neben nur 1640 reinen Chamorros bereits 1825 Mestizen und „Filipinos“ zählte. Im Jahre 1825 war das Verhältnis 2680 und 3220; doch hatte sich mittlerweile der Unterschied zwischen Chamorros und Mestizen derartig vermischt, daß sich die letzteren von da ab als „Eingeborene“ ausgaben, um dieselbe Steuerfreiheit zu genießen wie jene. Was heute „Chamorros“ genannt wird, ist also ein Mischvolk, gebildet aus den verschiedensten Elementen, das aber noch immer seine eigene, im Laufe der Zeit allerdings stark mit spanischen Brocken durchsetzte Sprache redet.

Die Neubefiedelung unserer deutschen Marianen schreibt sich in der Hauptsache erst vom Jahre 1815 her. Damals landeten auf Guam mehrere Kanus mit Karoliniern, die durch Stürme aus ihrer Heimat vertrieben waren. Der Gouverneur schickte sie nach Saipan, wo sie sich niederließen und in der Folge das Dorf Garapan erbauten, das 1864 schon 433 Einwohner hatte, darunter nur 9 Chamorros. Von 1865—1869 zogen karolinische Ansiedler auch nach Tinian und Pagan, um bei der Kopraernte als Arbeiter zu dienen. Denn in diesen Jahren erlangten die zerstückelten und getrockneten Kokoskerne zuerst eine Bedeutung als Ausfuhrartikel für die Marianen. Gegenwärtig haben wir rund 800 Karolinier auf unserm Besitz gegen 650 im Jahre 1900. Dieser schnelle Zuwachs ist natürlich nicht durch Geburtenüberschuß allein zu erklären; er geht vielmehr größtenteils auf eine plötzliche Einwanderung aus Guam zurück, wo sich die Amerikaner ihrer Mikronesier geschickt zu entledigen wußten, nachdem sie angeblich „deren geringe Bildungsfähigkeit“ durchschaut hatten. Die Ausquartierten gingen sämtlich nach Saipan und wurden hier freundlich aufgenommen, da den deutschen Beamten die wahre Ursache des Exodus zunächst verborgen blieb. Im Vorjahre muß indessen ein Rückstau eingetreten sein; denn die Summe der Karolinier, die am 1. April 1904 schon 897 betrug, war am 1. April 1905 um genau 100 Köpfe niedriger.

Statt der 9 Chamorros, welche 1864 der spanische Korvettenkapitän Sanchez y Sayas in Saipan vorfand, gab es am 1. April 1900 deren schon 709, auf den deutschen Inseln zusammen sogar 1253. Für 1905 sind es mehr als 1600, so daß angesichts dieser auffälligen Zunahme eine Frage nach deren Ursachen sehr berechtigt erscheint. Naturgemäß können die Einwanderer nur von der Hauptinsel Guam herkommen, von wo sie in der Tat teils freiwillig als Kolonisten, teils unfreiwillig als Strafgefangene ausgezogen sind. Der Aufschwung des Handels durch die Kopraerzeugung hat den Fortzug nach Saipan noch beschleunigt, und dann mag seit 1898 die amerikaniische Herrschaft, wenigstens in der Anfangszeit, noch manchen zum Weggange veranlaßt haben. Costenoble erzählt sogar, daß man in Guam „einen spanischen Priester von liederlichem Lebenswandel kurzerhand auf denselben Weg brachte — d. h. nach Saipan —, auf dem man sich anderer unbrauchbarer Elemente entledigt“ hatte.

Das ändert aber an der Tatsache nichts, daß auf den deutschen Marianen schon vor unserer Besitzergreifung eine bodenständige Chamorrobevölkerung saß, die Haus und Hof ihr eigen nannte, an verschiedenen Betrieben und Unternehmungen beteiligt war und nicht bloß vorübergehend im Lande weilte. Dieses Verhältnis gilt noch heute und wird auch fernerhin gelten. Das möchten wir um so nachdrücklicher betonen, als unser gewesener Ansiedler beinahe das Gegenteil behauptet, indem er uns glauben machen will, daß unsere Inseln Rota und Saipan „so gut wie gar keine selbständige“ — soll heißen: dauernd ansässige — Chamorro-

bevölkerung hätten. Das widerspricht namentlich bei Rota völlig dem geschichtlichen Hergange; denn gerade hier hat sich der Chamorrostamm am reinsten erhalten, weil die geräumigen Höhlen des Kalkgebirges den Einwohnern sicheren Schutz vor den Spaniern boten. Das bezeugt des weiteren die Sprache, die bei den Rotanern noch manche alten Worte aufweist, die auf Guam und Saipan längst durch spanische Entlehnungen ersetzt wurden.

Außerdem ist der Verkehr unserer Inseln mit Guam nur mäßig. Die nautischen Tugenden der Vorfahren sind der mischblütigen Nachkommenchaft verloren gegangen. Sie sind also für ihre Reisen fast durchaus auf fremde Beförderung angewiesen. Dazu rechnet zunächst der deutsche Postdampfer „Germania“, der zwischen Hongkong, Jap<sup>1)</sup>, Saipan, Truk, Ponape u. s. w. bis Sydney verkehrt, den amerikanischen Hafen auf Guam aber garnicht berührt. Die Segelschiffe der japanischen Hiki-Kompagnie laufen in etwa zweimonatigen Intervallen von Yokohama über Saipan nach Rota und Guam, suchen auch gelegentlich die Nordinseln auf, besonders Pagan, wo sich die Kopraerzeugung so lebhaft entwickelt hat; von einem auffälligen Hin- und Herfluten der Bevölkerung wird jedoch nichts gemeldet. Die 74 Chamorros, die am 1. April 1905 weniger gezählt wurden als im Jahre zuvor, dürften in Jap und Palau wiederzufinden sein, wo ihre Zahl in den letzten beiden Jahren zwischen 170 und 137 geschwankt hat. Doch sind darunter auch Leute aus Guam, die sich mit japanischen Segelschiffen nach den Westkarolinen begeben, bzw. von dort zurückkehren.

Mit der „Amerikanisierung“ von Rota und Saipan, die uns Costenoble in bedrohliche Nähe rückt, wird es daher noch gute Weile haben, selbst wenn auf Guam schon heute „alle jüngeren Chamorros Englisch verstehen“ sollten, wenigstens „notdürftig“. Dies „notdürftig“ ist ein zu vager Begriff, als daß man darauf Gewicht zu legen hätte. Wenn Costenoble aber darauf fortbaut, indem er schreibt, daß auch „auf den deutschen Inseln schon so viele Chamorros Englisch verstehen“, so müssen wir das unbedingt als übertrieben zurückweisen. Mit solchen allgemeinen Urteilen und Behauptungen klärt man eine Sache nicht auf, sondern verwirrt sie nur, wenn man sie nicht gar schädigt.

Costenoble rechnet es dem Bezirksamtmanne zum Tadel an, daß noch „kein“ Chamorro des Deutschen mächtig sei. Ist das ein Fehler? Es gibt Stimmen genug, die in der Eingeborenenpolitik durchaus der Meinung sind, daß unsere Sprache die Herrnsprache bleiben müsse und für den Verkehr mit den Eingeborenen garnicht in Betracht komme. Von dieser Regel weicht man in Saipan jedoch ab; denn Costenoble berichtet selber von den Bemühungen des Bezirksamtmanne, den fortgeschritteneren Schülern das Deutsche beizubringen. Und dieser Arbeit hat sich der Bezirksamtmanne bis zu dem Tage gewidmet, an dem der deutsche Lehrer Dr. Dwucet das Lehrgeschäft übernahm. Sonst ist und bleibt nach Costenobles eigenen Worten „im deutschen Saipan die Unterrichtssprache das Chamorro“, gerade so wie in Süd- und Mittel-Togo das Ewe oder — um ein anderes Beispiel zu wählen — in den niederländischen Kolonien das Malayische. Ob diese Praxis auf den Marianen nun Erfolge oder Mißerfolge haben wird, wollen wir getrost der Zukunft überlassen; bis zur Entscheidung dürfte Costenoble wohl kaum bei den Amerikanern ausharren.

Die Bevölkerung auf Rota und Saipan setzt sich nach unserm Gewährsmann „zum großen Teil“ aus Angehörigen der „in Guam ansässigen Familien zusammen“. Sie „denken meist garnicht daran, dauernd auf den so viel ärmeren deutschen Inseln zu bleiben. Nach einer Reihe von Jahren kehren sie zurück in das Rom der Marianen, nach Agaña, und andere, Brüder, Söhne, Schwiegersöhne, gehen als „Einwanderer“ nach Saipan, um den „Rancho“ zu übernehmen.“ Es ist

<sup>1)</sup> „Die Insel Jap im stillen Ozean“ von P. Salesius D. Cap erscheint demnächst in der Monographie über diese Insel im Verlage von W. Süßnerott, Berlin.

schade, daß uns Costenoble den Beweis schuldig bleibt, in wiefern unsere Marianen „so viel ärmer“ seien, als Guam. Aus seinen Bemerkungen über die Bodenverhältnisse, das Klima und die Pflanzenwelt geht es jedenfalls nicht hervor; man gewinnt vielmehr den Eindruck, daß es sich auf unserm Besitz ganz gut leben lassen müsse.

Nimmt man ferner die hübschen Vermögen hinzu, die Costenoble bei verschiedenen Chamorros anzugeben weiß, so hat man noch weniger Grund, von armen Inseln zu reden. Wenns nach unserm Kritikus ginge, müßten diese Leute weit mehr zu Steuerleistungen herangezogen werden, als jetzt, da nur eine jährliche Kopfsteuer von 3 Mark erhoben wird. „Einerseits liegt in dieser Steuer kein Antrieb zum Verdienen, andererseits bleiben so die natürlichen Hilfskräfte der Inseln ungenutzt.“ Das wollen wir gelten lassen und wollen versuchen, dahin zu wirken, daß diesen reichen Chamorros unbedingt höhere Abgaben zugemutet werden, namentlich dem Herrn mit den 80000 Mark Vermögen, der obendrein Geld zu 10% ausleiht, oder seinem Landsmann, der gar bis zu 25000 Mark Jahreseinnahme erzielt!

Sprach Costenoble eben noch von den „armen“ deutschen Marianen, so hindert ihn das nicht, bald darauf eine Gruppe „ertragreicher“ Inseln zu nennen, denen er Pagan, Alamagan und Agrigan beizählt. Von diesen ist Pagan mit rund 95 qkm die größte; sie wird im Norden und im Süden von Vulkanbergen erfüllt, zwischen denen sich eine fruchtbare, für Kofoskulturen sehr geeignete Ebene ausbreitet. Die beiden anderen Inseln sind weit kleiner, nämlich Agrigan mit 34 qkm und Alamagan wahrscheinlich nur mit 12½ qkm. Diese drei machen mit dem ebenfalls winzigen Anatahan das Arbeitsfeld der „Pagangesellschaft“ aus, die von zwei Chamorros und einem Deutschen — der an die Stelle des früheren japanischen Teilhabers getreten ist — gebildet wird und die Inseln für jährlich 15000 Mark gepachtet hat. Anfänglich betrug der Satz nur 8000 Mark; er ist also in der kurzen Zeit fast um das Doppelte erhöht worden. Allein das genügt Costenoble nicht; nach seinen Intentionen hätte der Bezirksamtmanu vielmehr das Gebot eines Japaners, der 20000 Mark geben wollte, annehmen sollen und die eigenen Untertanen zurückweisen! Damit wären die Inseln aber in die Hände der Konkurrenz gefallen, und dergleichen pflegt man gern zu vermeiden.

Das sind im ganzen die Ausstellungen, welche wir auf dem zu Anfang umgrenzten Gebiete wider unsern gewesenen Ansiedler zu erheben haben. Es gibt deren aber noch mehrere. So könnte man sich z. B. über die tolle Jagdgeschichte mit den 80-Pott- oder Spermwalen aufhalten; doch das ist für unsere Zwecke belanglos.

Nicht von der Hand zu weisen sind indes manche der praktischen Vorschläge, die der vielgereiste Kolonist betreffs der weiteren Erschließung und Besiedelung der Marianen durch Deutsche seinen Lesern unterbreitet. Wir wünschen sehr, daß die „maßgebenden Stellen“ über diese Seiten der Arbeit nicht mit vornehmer Ablehnung hinweggehen, weil wir der Meinung sind, daß in der Annahme und dem Ausbau dieser Gedanken die Aussicht auf Erfolge liegt.

Nun bleiben noch die persönlichen Angriffe übrig, die Costenoble teils gegen die Berliner Kolonialleitung, teils gegen den Bezirksamtmanu selber richtet. Was die ersteren anlangt, so läßt sich dazu ohne Kenntnis der Akten und der ursprünglich festgesetzten, später von der hiesigen Behörde nicht genehmigten Pacht- bzw. Kaufverträge kein entscheidendes Wort sagen. Die Sache verdient aber, daß sie höheren Ortes zur Sprache gebracht werde. Denn nach den von Costenoble sowohl, wie von seiner Frau (einer gebildeten Dame, Tochter des Dr. H. Bl.) an Verwandte und Freunde in Deutschland gerichteten Briefen, veröffentlicht in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 26. Februar und 29. Juli 1904, müssen die Bedingungen in Saipan ganz anders und für den Ansiedler günstiger

gestellt worden sein, als sie nachher in den von der Kolonialabteilung „redigierten“ Verträgen lauteten. Diese kamen, wie Costenoble sich äußert, in „unannehmbarer Form“ nach Saipan zurück und veranlaßten ihn, nach einjähriger, mühevoller Tätigkeit die deutschen Inseln zu räumen und nach Guam zu gehen! Mußte das sein?!

Es ist daher wohl zu verstehen, daß sich Costenoble nunmehr in keiner rosigten Stimmung befand und seine Schilderung mit einer gewissen Bitterkeit durchtränkte. Das würde anderen Leuten auch so gehen. Nur durfte er in seinem Verdruß die Loblieder aus den eigenen Briefen und aus denen seiner Frau, die sich zusammen über die Zeit vom 5. Mai 1903 bis zum 1. März 1904 erstrecken, nachträglich nicht total widerrufen. Diese Briefe, sagt er, seien „im ersten (?) Enthusiasmus und unter dem Eindruck der persönlich freundlichen Aufnahme durch Bezirksamtmanu Fritz“ geschrieben. Er habe dadurch, allerdings „unabsichtlich“, weil die Briefe ohne sein Zutun in die Öffentlichkeit gelangten, eine Irreführung bewirkt, die er nachträglich berichtigen wolle.

Mit dieser Erklärung ist offenbar wenig genügt; denn sie stellt uns vor ein peinliches „Entweder — oder“, wobei sich niemand beruhigen wird.

Was nun die Angriffe gegen den Bezirksamtmanu betrifft, so sind diese von verschiedenem Gewicht. Fritz wird ein krasser Bürokratismus vorgeworfen, „der in jedem andern Lande unmöglich wäre.“ Er muß sich einer ungenauen, um nicht zu sagen „unwahren“ Berichterstattung an die Kolonialabteilung, bezw. an den Reichstag zeihen lassen. Er bekommt Vorwürfe über mangelnde Kenntnis der Verhältnisse, unrichtige Behandlung der Eingeborenen, über nutzlose und teure „Spielereien“, z. B. den Militärdienst der Marianer, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Besonders schwer erscheint uns aber der folgende Vorwurf, den wir wörtlich übernehmen, in der Hoffnung, daß der beschuldigte Beamte von der Regierung entweder geschützt oder, falls Wahres an der Sache ist, entsprechend gerügt werde.

Nachdem Costenoble die bessere moralische Atmosphäre auf Guam gewürdigt hat, fährt er fort: „In der deutschen Kolonie dagegen herrscht eine sittliche Ungebundenheit, die ganz dazu angetan ist, den Eingeborenen auch die letzte Scheu noch hinwegräumen zu helfen, nämlich die Schranke, daß Chamorros wie Kanaken (das sind die Karolinier) sich niemals öffentlich eine sittliche Ungehörigkeit erlauben. Bisher geschah alles — aber nur im Verborgenen. Bereits jetzt sind Männer wie Weiber (aber nur in Saipan, nicht in Guam) von einer Schamlosigkeit im Reden, daß ein verheirateter Mann, besonders wenn er Kinder hat, dringend vor der Ansiedelung auf der Insel gewarnt werden muß. Wir tun nichts zur sittlichen Hebung der Chamorros, verschlechtern die Verhältnisse noch und berichten dann nach Hause, die Chamorros seien sittenlos!“

Wer die Marianeninsulaner kennt, weiß zur Genüge, daß sie immer der Liebe in jeglicher Form stark gehuldigt haben. Auch Costenoble läßt uns darüber nicht im Zweifel und ebensowenig Fritz. Nach allem, was uns von diesem Beamten bis jetzt bekannt ist, und besonders in Anbetracht seiner wissenschaftlichen Verdienste, die ich auf dem Kolonialkongreß mehrfach zu erwähnen hatte, möchten wir uns zunächst auf die Seite des Angegriffenen stellen. Da aber das bloße Gefühl nicht entscheidend ist, zumal in solch ernster Sache, so bringen wir den Fall hiermit zu weiterer Kenntnis, um die dringend notwendige Aufhellung herbeizuführen, nicht zum Schaden der kleinen Inselkolonie, sondern zu ihrem Nutzen.